

Rolf Seelmann-Eggebert
In Hütten und Palästen

Rolf Seelmann-Eggebert

In Hütten und Palästen

Ein Reporterleben

In Zusammenarbeit mit
Adele Seelmann-Eggebert

Kösel

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten,
so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung,
da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf
deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967

Copyright © 2019 Kösel-Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH,
Neumarkter Str. 28, 81673 München

Umschlag: Weiss Werkstatt München, unter Verwendung eines Bildes vom

Verlag, © Angelika Warmuth

Redaktion: Regina Carstensen

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-466-37221-8

www.koesel.de

 Dieses Buch ist auch als E-Book erhältlich.

Für Barbara, ohne deren Energie und Abenteuerlust
mein Lebensweg vermutlich ganz anders ausgefallen wäre.

Inhalt

Auf Safari mit Prinz Philip	9
Kriegskind	19
Der Traum vom Auslandskorrespondenten	45
Hansdampf in allen Gassen	67
Weichenstellungen	79
Unser Mann in Abidjan	89
Ein Studio in Nairobi	111
Rund um Big Ben	133
Der vertauschte Kohl	149
»Königsfritze«	169
Aus heiterem Himmel	191
Nachwort	199
Dank	201
Veröffentlichungen und Auszeichnungen	203
Bildnachweise	205

Auf Safari mit Prinz Philip

Dunst liegt über der westafrikanischen Hafenstadt Dakar, Senegal, sodass die zweimotorige Andover der königlichen Luftflotte erst kurz vor dem Aufsetzen für unsere Kamera sichtbar wird. Vor dem VIP-Pavillon, auf den die Maschine zurollt, keine Ehrengarde, keine Militärkapelle. Wenn er alleine reist, vermeidet der Herzog von Edinburgh gerne alles, was an den »großen Bahnhof« erinnert.

Wie er mit schnellen Schritten die Flugzeugtreppe hinab-eilt, sportlich, braun gebrannt, straffe Haltung, könnte man ihn genauso gut für den Manager eines internationalen Konzerns halten, der mit eigenem Flugzeug auf Geschäftsreise ist. Die vierundsechzig Lebensjahre sieht man ihm nicht an. Am Fuß der Flugzeugtreppe ein kurzer Händedruck, ein freundliches Lächeln für die Gastgeber, eine Minute später setzt sich der Konvoi schwarzer Limousinen in Bewegung, sein Ziel: die Residenz von Staatspräsident Abdou Diouf, dem der Herzog einen Höflichkeitsbesuch abstattet.

»Und das ist alles?«, fragten Regisseur und Kameramann wie aus einem Mund. Ich tröstete die Kollegen. Wir hatten mit den

Dreharbeiten für die Serie *Royalty – ein Jahr im englischen Königshaus* gerade erst begonnen.

In komplizierten Terminabsprachen mit dem Buckingham-Palast und der Genfer Zentrale der Naturschutzorganisation WWF war verabredet worden, dass wir Prinz Philip, Gemahl der englischen Königin Elizabeth II. und Herzog von Edinburgh, im Nationalpark von Djoudj filmen und am Abend desselben Tages auch unser Interview mit ihm in Dakar aufnehmen sollten. Weitere Einzelheiten müssten mit dem Herzog direkt geklärt werden. Deshalb stellte ich mich Prinz Philip nach der Pressekonferenz in Dakar vor – und erlebte gleich eine Überraschung. »Ihre dritte Frage ist zu politisch, die müssen Sie weglassen. Alle anderen Fragen sind in Ordnung«, sagte er ohne Umschweife. Ich hatte keine Ahnung, welche Frage er meinte. Die Fragen waren vor Wochen eingereicht worden, offenbar hatte er ein fabelhaftes Gedächtnis.

Von der Verleihung der *Goldenen Kamera* 1984 wusste ich, dass er gut Deutsch spricht. Ob wir das Interview auf Deutsch führen könnten? Er zögerte ein wenig. Schließlich hatte er vierzehn Tage überwiegend Französisch gesprochen, für Deutsch fehlte ihm die Übung, aber dann willigte er ein. Für Herausforderungen, die schnelles Umdenken erfordern, ist er immer zu haben gewesen.

Später schaute ich in meinen Unterlagen nach: Gegenstand der besagten dritten Frage war die Entwicklungshilfe und der von vielen Politikern der Dritten Welt vertretene Standpunkt, dass die beste Entwicklungshilfe eine gerechtere Weltwirtschaftsordnung wäre. Insofern hatte der Herzog natürlich recht. Politisch war die Frage schon, nur: Manchmal greift er kontroverse Themen auch mit Vorbedacht auf, um die Diskus-

sion voranzutreiben, selbst auf die Gefahr hin, sich unbeliebt zu machen.

Als Prinz Philip am späten Vormittag im Camp des Naturschutzparks eintraf, erwartete ihn ein gewaltiges Tamtam. Die Parkwächter und ihre Familien, Schulkinder und Dorfälteste bildeten ein großes, an einer Seite offenes Karree, das der Herzog in voller Länge abschnitt. Er wusste, was er diesen Menschen schuldig ist, die zum Teil stundenlang durch Staub und Hitze gelaufen waren, um den hohen Besucher willkommen zu heißen. Die Frauen sangen und wiegten sich im Rhythmus der Trommeln – ein farbenprächtiges Bild, das auch mein Team versöhnte: nach dem eher nüchternen Empfang in Dakar endlich Afrika, wie es leibt und lebt. Leider blieb uns weniger Zeit in Djoudj, als uns lieb gewesen wäre. Denn am frühen Abend waren wir mit Prinz Philip zum Interview zurück in Dakar verabredet.

Während er mit seiner Andover zurückfliegen konnte, mussten wir die Hauptstadt mit unserem Minibus erreichen. Das war ein Problem, mit dem professionelle Beobachter des Königshauses ein ganzes Leben zu kämpfen haben. Nur selten gelingt es, bei einer Reise mit den königlichen Hoheiten Schritt zu halten. Wir waren damals froh, dass das nur ein Jahr lang unser Problem sein sollte. Tatsächlich wurde es eine halsbrecherische Fahrt. Bis kurz vor Saint-Louis war die Piste nicht befestigt. Als die Asphaltstraße begann, blies der Wind so kräftig vom Landesinneren, dass Sand und Staub die Sicht behinderten. In den Dörfern zwang uns das bunte Gewimmel von Mensch und Tier, praktisch Schritt zu fahren. Und zehn Kilometer vor Dakar war die Hauptstraße derart mit Buschtaxis, dreifach überladenen Minibussen und Lkws verstopft, dass uns nur übrig blieb, auf Nebenstraßen unser Glück zu versuchen.

Offenbar hatten sich die Frage, ob wir tatsächlich rechtzeitig zum Interview erscheinen würden, auch Prinz Philip und seine Begleiter gestellt. Denn als uns der Sicherheitsbeamte das Tor zur Botschaft öffnete, sagte er: »Sie haben es also doch geschafft!« Zehn Minuten später betrat der Herzog den Salon, wo wir zum Interview aufgebaut hatten, lächelte und meinte: »Gut gemacht!«, so als ob wir nach einem langen Wettlauf gerade die Ziellinie passiert hätten. Der Herzog trug Safarijacke und Schlips. Auf unsere Bitte hin nahm er Platz auf einem kleinen Sofa. »Aber dann bin ich doch zu weit von Ihrem Mikrofon entfernt«, erklärte er und rückte von der Ecke in die Mitte vor. Keine Frage, er ist ein ausgesprochener Medienprofi. Wann er denn Gelegenheit habe, Deutsch zu sprechen, fragte ich ihn, während das Team einleuchtete. Ich fragte ihn auf Deutsch, um ihm die Möglichkeit zu geben, vor dem Interview ein bisschen zu üben. »Sie wissen, dass ich Präsident der Internationalen Reiterlichen Vereinigung bin«, antwortete er, »und bei den Reitern gibt es viele, die Schwierigkeiten mit der englischen Sprache haben. Da vor allem spreche ich Deutsch.«

Beim Interview kam es vor, dass er mal einen Artikel verwechselte, dass ihm ein Wort nicht einfiel. Aber dafür, dass er nur ein Jahr im Internat Salem deutschem Sprachefluss ausgesetzt war, beherrscht er die Sprache bemerkenswert gut. Prinz Philip, eigentlich ein griechischer Prinz, ist bei Verwandten aufgewachsen. Die Eltern hatten sich getrennt. Nach der Schließung seiner Internatsschule Salem am Bodensee ging er nach Großbritannien, wo Prinzessin Elizabeth auf ihn aufmerksam wurde, als sie mit ihren Eltern Dartmouth besuchte, die Kadettenanstalt der britischen Marine. Man sagte später, bei Elizabeth sei es damals Liebe auf den ersten Blick gewesen.

Nach dem Interview in Deutsch war er bereit, noch eine englische Fassung zu machen – auch darin ganz Medienprofi. Denn natürlich würden sich Zuschauer in Großbritannien und im Commonwealth sehr wundern, wenn der Herzog von Edinburgh bei einem Verkauf der Serie nicht ihre eigene Sprache spräche. Als alles vorüber war, verabschiedete sich Prinz Philip. Er wurde zu einem Dinner auf der *Britannia* erwartet, der königlichen Yacht, die inzwischen von Gambia nach Dakar weitergefahren war. »Ich hoffe, Sie können sich heute Abend gut erholen. Ich selber habe leider noch Gastgeberpflichten.«

Vierzehn Tage später sahen wir ihn wieder. Nach Zwischenaufenthalten in Mauretanien und Madeira war die königliche Yacht in den Tejo eingelaufen. Am Nachmittag fand an Bord der *Britannia* für die Journalisten, die über den Staatsbesuch in Portugal berichteten, ein Empfang statt. Auch das ARD-Team wurde vorgestellt. Er erkannte uns sofort. »Sie haben es also wieder einmal geschafft«, sagte er.

Dass mir ausgerechnet die Wellblechpisten des Senegal den Durchbruch bei meiner ersten Sendereihe über das englische Königshaus bescheren würden, hätte ich mir nie träumen lassen. Normalerweise drehte allenfalls das britische Fernsehen bei Hofe. Dass ein deutsches Team ein Exklusivinterview mit dem Herzog von Edinburgh bekam, war schon eher ungewöhnlich. In jungen Jahren hatte mein journalistischer Ehrgeiz einer möglichst breiten Afrikaberichterstattung gegolten. Später dann gab ich mir in Großbritannien Mühe, so tief in das Wesen der parlamentarischen Monarchie einzudringen, wie es einem Ausländer möglich ist. Dazu gehörte natürlich auch der Kontakt zu Mitgliedern der königlichen Familie. Nach Prinzessin Anne war der Herzog von Edinburgh der

zweite Royal, den ich vors Mikrofon bekam. Damals ahnte ich nicht, dass noch viele derartige Interviews folgen würden und dass mir eine Karriere als »Königsfritze« im deutschen Fernsehen bevorstand.

Diesen Spitznamen hat mir übrigens das Nachrichtenmagazin *Der Spiegel* verpasst. Ich habe ihn manchmal übernommen. Hofberichterstatter? Adelsexperte? Ich wollte nicht der Jubeljournalist für alle Monarchien dieser Welt sein.

Aber irgendwie blieb diese Rolle an mir haften. Ich musste nicht nur ein Jahr mit den königlichen Hoheiten Schritt halten, sondern ein halbes Leben. Wenn ich heute meine Frau Barbara gelegentlich auf den Isemarkt in Hamburg begleite, um ihr beim Einkaufen zu helfen, passiert es immer mal wieder, dass mich jemand am Ärmel zupft und fragt: »Was machen Sie denn hier? Sie gehören doch nach London!« Wenn ich dann zu erklären versuche, dass ich mit meiner Familie schon vor über zwanzig Jahren in die Hansestadt zurückgekehrt bin, herrscht oft ungläubiges Staunen. Vielleicht tragen auch die Tweed-Stoffe und die blauen Blazer, in denen ich mich nun schon seit sechzig Jahren mit Vorliebe zeige, zu diesem britischen Image bei.

Viele Fernsehzuschauer glauben, wenn ich auf dem Flughafen in Heathrow ankomme, wartet schon eine Limousine auf dem Vorfeld, um mich zum Five o’Clock Tea mit Ihrer Majestät in den Buckingham-Palast zu bringen. Das ist leider nur eine Traumvorstellung. Zwar habe ich bei Staatsbesuchen häufiger an der Tafel der Queen gesessen. Bei Empfängen habe ich das eine oder andere Wort mit ihr wechseln können. Aber so etwas wie Nähe entsteht bei solchen Gelegenheiten nicht. Königin Elizabeth II. hält immer auf Distanz, vor allem gegenüber Journalisten. Und sollte ich doch einmal Gelegen-

heit erhalten, mit ihr über diese Distanz zu reden, würde ich ihr vermutlich sagen: »Gut gemacht, Majestät! Bleiben Sie dabei. Sie ersparen sich viel Ärger!«

Tatsächlich weiß ich nur von einem Fall, in dem die Queen in ihrem langen Leben ein Interview gegeben hat. Große und kleine Reden, die sich an die Öffentlichkeit richten – ja, ein königliches Statement zu den Royal Collections, der Kunstsammlung der königlichen Familie – ja. Aber ein Interview? 1995 erbat die BBC eine kurze Rückerinnerung Ihrer Majestät zum fünfzigsten Jahrestag des Kriegsendes und schickte meinen alten Freund und langjährigen *Royal Correspondent* Godfrey Talbot quasi als Mikrofonhalter in den Buckingham-Palast. Als er danach sein Aufnahmegerät ausschaltete, erblasste er. Statt einer kurzen Rückerinnerung der Königin an den Tag des Kriegsendes hatte er, ohne es zu bemerken, ein langes Interview aufgenommen, mit Fragen und Antworten, »mit Lachen und Räuspern«.

Ganz London war damals, im Mai 1945, wie aus dem Häuschen und tanzte auf den Straßen. Die damalige Prinzessin Elizabeth und ihre Schwester Prinzessin Margaret baten die Eltern um Genehmigung, den Palast für ein paar Stunden verlassen zu dürfen, um sich dem fröhlichen Treiben anzuschließen. Die Queen erzählte, wie die jungen Damen in der Begleitung von zwei Gardeoffizieren unerkannt im Westend unterwegs waren, im Ritz einen Champagner getrunken und später am Palast wie alle anderen gerufen hätten: »*We want the King! We want the Queen!*« Tatsächlich sei es ihnen mit Hilfe eines Adjutanten, der Zutritt zum Buckingham-Palast hatte, sogar gelungen, das Königspaar ein weiteres Mal zu einem Balkonauftritt zu bewegen. Später gesellte sich auch Premierminister Sir Winston Churchill der königlichen Familie zu.

»Offenbar hat die Queen so viel Spaß an der Sache gehabt«, sagte Godfrey Talbot, »dass vom Pressebüro des Palasts keinerlei Schnitte verlangt wurden.« Und so entstand ein bemerkenswertes Zeitdokument. Tatsächlich war Godfrey Talbot schon Königsreporter der BBC, als George VI., der Vater der Königin, noch lebte, und deshalb am Hofe von St. James's eine sehr vertraute Gestalt.

»Hofberichterstatte« gibt es in Deutschland nicht mehr, seit Kaiser Wilhelm II. im Jahre 1918 abgedankt hatte und ins Exil nach Doorn in den Niederlanden gegangen war. Wie also wird man in einer Republik zu einem Reporter für royale Anlässe? Welche Pfade muss man beschreiten, um von den Hütten Afrikas, mit denen ich anfang, zu den Palästen europäischer Königsfamilien vorzudringen? Von Durst, Dürren und Diktatoren zu Pomp, Pracht und Prinzen-Herrlichkeit?

Wahrscheinlich war es der journalistische Ehrgeiz, Tore, die in der Regel als verschlossen gelten, wenigstens einen Spalt weit zu öffnen. Dabei habe ich eine interessante Entdeckung gemacht. Insbesondere in den Königshäusern, die eine eigene koloniale Vergangenheit haben, also Belgien, Großbritannien, die Niederlande, Spanien, sind die Kenntnisse über die ehemaligen Kolonien bis heute stark ausgeprägt. König Juan Carlos, heute abgedankter spanischer Monarch, schien mir absolut sattelfest, was die wirtschaftlichen und politischen Entwicklungen Lateinamerikas betraf, obgleich er sofort intervenierte: »Wir ziehen es hier vor, von hispano-amerikanischen Interessen zu sprechen.« Auch die Queen interessiert sich mit großer Sachkunde für den afrikanischen Kontinent, die ehemaligen Kolonien des Vereinigten Königreichs und Mitglieder des Commonwealth.

Man behauptet ja immer, dass sie ausschließlich repräsenta-

tive Pflichten wahrnimmt. Aber hinter den Kulissen spielt sie oft eine sehr viel wichtigere Rolle. Nachdem ich ihren Auftritt bei der Commonwealth Konferenz 1979 in Lusaka, der Hauptstadt von Sambia, beobachtet hatte, war ich überzeugt, dass die Lösung der Rhodesien-Frage – Rhodesien war eine 1965 abgefallene Kronkolonie von England, in der dann 1972 ein Bürgerkrieg begann – ohne ihre aktive Mitwirkung noch lange auf sich hätte warten lassen. Dank ihrer Überredungskünste versammelten sich dann 1980 schwarze und weiße Politiker im Lancaster House in London, wo der Übergang der Macht in die Hände der schwarzen Mehrheit verabredet wurde. Aus Rhodesien wurde Zimbabwe. Man kann wohl so weit gehen zu sagen: Ohne die Autorität der Queen wäre das alles damals nicht so schnell zustande gekommen.

Die Königshäuser und die afrikanischen Gesellschaften, die ich kennenlernen durfte: Beide bieten Einblicke in fremde Welten mit eigenen Sitten und Gebräuchen. Beide legen keinen besonderen Wert auf Publicity und machen Journalisten umso neugieriger.

Kriegskind

Geboren wurde ich am 5. Februar 1937 in Berlin – zwei Jahre vor Ausbruch des Zweiten Weltkriegs. Zu meiner Geburt erhielt meine Mutter von meinem Vater einen Opel P₄ und vom Staat das Mutterkreuz in Bronze, weil sie dem »Führer« vier Söhne geschenkt hatte: Wilhelm (Will), Walter (Wall), Helmut und nun den kleinen Rolf.

Eigentlich hätte ich ein Mädchen werden sollen. Man hatte schon eine ganze Liste weiblicher Vornamen zusammengestellt. Daraus wurde jetzt nichts. Die Fantasie der Eltern war erschöpft. Während meine Brüder hießen wie der Vater oder die Großväter, blieb für mich nur ein »Rolf« übrig. Rolf – so hießen damals meiner Erinnerung nach vor allem deutsche Schäferhunde.

Die Familie wohnte in einem großen Haus in Berlin-Dahlem, Arnimallee 11, das meine Eltern in den Zwanzigerjahren erworben hatten. Mein Vater Walter war siebenundfünfzig Jahre alt, als ich geboren wurde. Er war eine Respektsperson und eine gütige Persönlichkeit. Ich habe ihn nie wirklich zorn erfüllt erlebt. Er arbeitete immer viel und überließ die Erziehung der Kinder ganz seiner Frau. Für uns Buben besaß er große Autorität. Wenn er die Stimme erhob, dann war auf der Stelle aller Streit zu Ende.

Als kleiner Junge war mein Vater von der Schaukel gefallen. Er musste operiert werden, mit dem Ergebnis, dass ein Bein etwas kürzer als das andere war. Unter diesem Handikap hat er immer gelitten, auch weil er sich in der Pflicht sah, für Kaiser und Vaterland in den Krieg zu ziehen. Die Gehbehinderung hat ihn davor bewahrt, im Ersten oder Zweiten Weltkrieg eingezogen zu werden.

Mein Vater war Notar, Fachanwalt für Fideikommissrecht. Darunter versteht man eine Einrichtung des Erbrechts, wonach das Vermögen einer Familie durch Stiftung auf ewig geschlossen und erhalten werden soll. Er hatte seine Kanzlei direkt am Brandenburger Tor, wo ich ihn manchmal besuchen durfte. Es war wunderbar, sich an seinen Schreibtisch zu setzen und so zu tun, als ob man der Herr Geheimrat Seelmann-Eggebert persönlich war. Durch seine Tätigkeit als Referent für die Angelegenheiten des königlichen Hauses im Justizministerium in den letzten Jahren des Kaiserreichs hatte er auch Kontakte zum Adel und dem Großgrundbesitz. Er verstand es, nicht nur diese Kontakte, sondern auch Freundschaften aus Schul- und Studienzeiten zu pflegen, was uns insbesondere in der Kriegs- und Nachkriegszeit sehr zugutekam.

Jedes Jahr wurde im Hause des Geheimrats der 27. Januar gefeiert. Die Gäste erschienen in Frack und langem Kleid. Der Anlass war allen genauestens bekannt, aber es wurde kein großes Theater daraus gemacht. Es ging um den Geburtstag und das Wohlergehen Seiner Majestät Kaiser Wilhelms II., der sich damals im Exil in Doorn befand. Mein Vater hat ihn da auch einmal besucht, weil er sein Testament verfasst hat. Er hat darüber geschrieben: »Ich bin in Doorn vom Kaiser und von der Kaiserin Hermine empfangen worden und eine Nacht geblieben. Der Empfang vollzog sich so, dass mich zunächst die